

Was bedeutet „teilen“?



Richtig spenden

Neun Tipps, wie Ihr Geld gut ankommt

1. Spenden Sie nicht spontan

Informieren Sie sich vorab, wie die Organisation Ihr Geld einsetzen will.

2. Nutzen Sie Ihren gesunden Menschenverstand

Wenn Sie spontan um eine Spende gebeten werden, lassen Sie sich Informationsmaterial geben und verweisen Sie darauf, sich dieses erst ansehen zu wollen. „Wenn Spendensammler an Ihrer Tür Druck machen, Informationsmaterial sehr mitleiderregend aufgemacht ist oder Sie am Straßenstand gedrängt werden, schnell eine Fördermitgliedschaft zu unterschreiben, sind das Zeichen für mangelnde Seriosität“, warnt Stiftung Warentest. „Wer Ihnen keine Zeit lässt oder auf die Tränendrüse drückt, sollte nichts bekommen.“

3. Prüfen Sie die Homepage und das Infomaterial,

- ob die Organisation würdevoll mit den hilfsbedürftigen Menschen umgeht (z.B. keine Fotos von Hungerkindern)
- ob die Organisation mit Menschen vor Ort zusammenarbeitet.
- ob die Organisation selbstkritisch mit eigenen Fehlern aus der Vergangenheit umgeht.

4. Prüfen Sie die Auskunftsfreude

Wenn Sie eine größere Summe spenden wollen, fragen Sie ruhig nach dem Jahresbericht. Gut ist es, wenn daraus hervorgeht, wie viel die Organisation vom Spendengeld für Werbung und Verwaltung ausgibt.

5. Spendensiegel gibt Sicherheit

Prüfen Sie, ob die Organisation, für die Sie sich interessieren, auf der Negativliste der Stiftung Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) steht oder ob sie ein Spendensiegel trägt. Das am weitesten verbreitete Siegel ist das des DZI. Das Institut prüft, ob die Spendenwerbung wahr und sachlich ist, ob die Spendengelder zweckgerichtet und sparsam verwendet werden und ob es eine funktionierende Planung und Kontrolle gibt. Für das Siegel müssen die Organisationen einen freiwilligen Antrag stellen, der für ein Jahr anerkannt wird. Es gibt allerdings Organisationen, die Siegel ablehnen, deshalb aber keineswegs unseriös sein müssen. Weitere Informationen finden Sie unter: www.dzi.de/spenderberatung

6. Spenden Sie mit offenem Spendenzweck

Damit Ihr Geld dorthin fließt, wo es gerade dringend benötigt wird, spenden Sie möglichst mit offenem Spendenzweck (z.B. Stichwort „Nothilfe“, „Hilfe weltweit“ etc.). Sonst stehen für besonders medienwirksame Katastrophen Unsummen zur Verfügung, für andere wichtige Projekte dafür kaum Gelder.

7. Prüfen Sie für sich, ob Sie an ein Bündnis spenden wollen, in dem sich mehrere Organisationen mit unterschiedlichen Schwerpunkten zusammengeschlossen haben, oder an Kampagnen, die sich für Hilfe bei stillen Katastrophen einsetzen. So kommt auch Geld bei wenig medienwirksamen Projekten (z.B. Latrinenbau) an und an Orten, die kaum von Reporterteams besucht werden.

8. Geld- vor Sachspenden

Viele möchten Kleidung oder Lebensmittel spenden. Den Organisationen aber ist mit Geldspenden in der Regel besser geholfen als mit Sachspenden, da diese flexibel eingesetzt werden können. Sachspenden kosten außerdem Geld für Transport und Lagerung. Eine Ausnahme stellt die Flüchtlingshilfe dar: Hier können Sachspenden sinnvoll sein – allerdings nur, wenn die örtliche Koordinationsstelle dazu aufruft.

9. Spenden Sie kostensparend

Jeder Spendenvorgang muss auch verwaltet werden. Bei der Streuung eines Spendenbetrages auf mehrere Organisationen entstehen zum Teil erhebliche Mehrkosten. Somit kann es vorkommen, dass kleine Spenden beinahe völlig im Sande verlaufen, da sie nicht einmal die entstehenden Verwaltungskosten decken. Deshalb empfiehlt es sich, nicht nach dem Gießkannenprinzip mehrere Organisationen mit kleinen Beträgen zu unterstützen, sondern wenige Organisationen mit großen Beträgen zu unterstützen. Auch die Kosten für die Zahlungsabwicklung bei der Bank lassen sich gering halten, da die Zahlung per Lastschrift beispielsweise günstiger ist als per Kreditkarte.

Hans-Werner Kögel





Über das Teilen und seine Bedeutung für sich und für die Gesellschaft sprachen der Soziologe Professor Dr. Martin Heidenreich von der Uni Oldenburg, die Leiterin des Diakonischen Werkes Delmenhorst / Oldenburg Land Saskia Kamp und Michael Gröger, der für die Bethmann Bank AG in Bremen vermögende Kunden betreut, die mit ihrem Geld wohltätige Einrichtungen unterstützen.
Mehr auf den Folgeseiten

„Wenn wir nach frischen Formen von Gemeinde suchen, in denen unser Glaube praktisch erfahrbar wird, wenn wir den Neiddebatten in unserer Gesellschaft etwas entgegensetzen wollen – dann werden wir immer wieder zum Abendmahl zurückkehren“, schreibt Christine Gühne, Theologische Referentin bei „Brot für die Welt“ in ihrem Gastbeitrag.
Mehr auf den Seiten 7 und 8



„Als Kirche muss es uns gelingen, Angebote zu machen, die die Menschen dort erreichen, wo sie sich befinden“, sagt der neue Bischof Thomas Adomeit, der in einem Interview beschreibt, was ihm besonders wichtig ist. Dabei sei es das Wichtigste, unser Gegenüber ernst zu nehmen.
Mehr auf den Seiten 10 bis 11

Impressum



„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.

Herausgeber:
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Mitarbeit:
Anke Brockmeyer, Stephan Bohlen, Michael Eberstein, Götz Geburek, Christine Gühne, Dirk-Michael Gröttsch, Uwe Haring, Carsten Homann, Annette Kellin, Kerstin Kempermann, Hans-Werner Kögel und Kay Oppermann.

Bildnachweise:
Anke Brockmeyer, Uwe Haring, Carsten Homann, Annette Kellin, Kerstin Kempermann, Harald Koch, Hans-Werner Kögel, pixabay.com, Walter Schmidt/Rudolf Pichlmayr Stiftung, Jens Schulze, Peter Weidemann/ Pfarrbriefservice.de sowie Privatfotos und public domains.

Grafiken und Cartoons: Harm Bengen/toonpool.com, Timo Essner/toonpool.com, Erl/toonpool.com, Florian

France/toonpool.com, Marcus Gottfried/toonpool.com, HSB-Cartoon/toonpool.com, Kostas Koufogiorgos/toonpool.com, Pfohlmann/toonpool.com, Thomas Plabmann, Karsten Schley/toonpool.com, Lo Graf von Blickensdorf/toonpool.com,

Gestaltung: ah!design, Andrea Horn, Hannover

Anschrift:
„horizont E“
Philosophenweg 1
26121 Oldenburg,
presse@kirche-oldenburg.de
www.kirche-oldenburg.de

Druck:
Sachsendruck Plauen GmbH

Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Editorial



*Liebe Leserinnen,
liebe Leser,*

wir Menschen teilen viel: Geld, Zeit, Meinungen, das Leben. In der Kirche sind es auch Gebäude, Stellen und Gemeinden. Die Beweggründe sind dabei vielfach. Und immer wieder schwingt die „böse“ Frage mit, wie zweckfrei das Teilen eigentlich ist. Auch hat das Teilen eine gesellschaftliche Bedeutung sowohl im persönlichen, realen Umgang als auch in der digitalen Welt. Der Redaktionskreis ist in dieser Ausgabe diesen Fragestellungen nachgegangen. Dabei war die theologische Ausgangssituation des Teilens, dass Gott präsent ist, wenn Menschen im Abendmahl Brot und Wein teilen, ein wichtiger Baustein. Dazu mögen die vielen Aspekte, die wir in diesem Heft nur skizzieren können, Denkanstöße geben.

Gefreut haben wir uns zudem, dass der von der Synode neu gewählte Bischof Thomas Adomeit noch kurz vor Redaktionsschluss dieser Ausgabe bereit war, ein Interview zu geben, um sich vorzustellen und einige Gesichtspunkte zum Thema dieses Heftes beizusteuern. Damit wünsche ich Ihnen im Namen des Redaktionskreises eine anregende Lektüre.

Hans-Werner Kögel
Hans-Werner Kögel

Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Spenden = Teilen	Seite 09
„Ich teile gern!“	Seite 12
Vom Teilen in sozialen Netzwerken	Seite 14
Selig die Beene	Seite 15
Teilen fällt nicht immer leicht	Seite 16
Leben spenden	Seite 17
Begegnungen vergisst man nicht	Seite 18
Eine Kirche teilen	Seite 19
Eine Pastorin, zwei Stellen	Seite 21
Nur noch eine „halbe Freude“?	Seite 23

Teilen als Kultur der Gemeinschaft

Gespräch über Solidarität, Stiftungen und Statussymbole

Teilen liegt im Trend. Dieser Tage verehren wir den Heiligen Martin, erzählen Kindern von seinem Mantel. Vielleicht haben wir im Urlaub über den Dienstleister Airbnb eine fremde Wohnung genutzt, in sozialen Medien teilen wir mal Meinungen, mal Videos. Und zumindest in Ballungsräumen teilen Menschen sich Fahrräder und Autos.

Reden wir also übers Teilen. Lassen wir drei Profis zu Wort kommen, für die das Teilen zum Alltag gehört. Saskia Kamp leitet das Diakonische Werk Delmenhorst / Oldenburg Land, hat viel mit Bedürftigen sowie mit Helferinnen und Helfern zu tun. Michael Gröger betreut für die Bethmann Bank AG in Bremen vermögende Kundinnen und Kunden, die mit ihrem Geld wohltätige Einrichtungen unterstützen. Professor Dr. Martin Heidenreich ist Soziologe und hat an der Uni Oldenburg den Lehrstuhl für Sozialstrukturanalyse inne.

Brötchen oder Schnaps?

Eine Passantin legt einem Bettler in der Fußgängerzone zwei Euro auf den Teller. Darf sie erwarten oder gar verlangen, dass der Obdachlose sich davon Brötchen kauft und keinesfalls Schnaps? „Das ist eine vormoderne Einstellung des Teilens“, sagt Wissenschaftler Heidenreich. „Da erwartet man, dass der Arme sich würdig verhält.“

Nein: Der moderne Wohlfahrtsstaat – für den Martin Heidenreich „hier eine Lanze brechen möchte“ – beruhe nicht mehr auf der Unterscheidung, „ob man der Hilfe wert ist oder nicht“. Ausnahmslos jede Bürgerin und jeder Bürger habe „Anspruch auf Hilfe, auch wenn man noch so unmögliche Sachen mit dem Geld macht und Chancen nicht nutzt“. Dies zu bewerten, „obliegt nicht dem Geldgeber“. Diplom-Pädagogin Saskia Kamp weiß aber und kann auch verstehen, dass Spendende und Helfen-

de „ein gutes Gefühl erleben und etwas Dankbarkeit erfahren möchten“. Daraus ziehen viele Ehrenamtliche in ihrem Umfeld Kraft. „Doch es ist wichtig, dass man sich mit nicht zu hohen Erwartungen engagiert“.

„Eine schöne Situation“

Die Geschäftsführerin des Diakonischen Werkes berichtet aber auch von vielen Geflüchteten, „die zu uns kommen und sagen, wir wollen etwas zurückgeben von dem, was wir an Hilfe und Unterstützung erfahren haben“. Sie kümmern sich dann aber häufig nicht etwa um Landsleute, „sondern hier in der Gesellschaft – vielleicht in der Kirchengemeinde oder in einem Nachbarschaftsbüro“. Saskia Kamp nickt zufrieden: „Das ist eine schöne Situation.“

Auch Michael Gröger weiß, was Menschen großzügig macht. „Viele suchen ein besonderes Thema, das mit dem eige-



Vor dem Büsingstift in Oldenburg trafen sich Professor Dr. Martin Heidenreich, Saskia Kamp und Michael Gröger zum Gespräch.

nen Werdegang zu tun hat.“ Spendende „brauchen häufig ein persönliches Gefühl, dann geben sie auch besonders gerne“. Es müsse passen zur jeweiligen Person.

Der Bankfachwirt und Manager der Bremer Bethmann Bank hat mit Unternehmerinnen und Unternehmern zu tun, mit vermögenden Menschen. Denen steht er als Philanthropie-Berater zur Seite, hilft ihnen also beim wohltätigen Wirken. „Wer in seinem Leben das Glück hatte, ein Vermögen aufzubauen zu können, dem ist es oft eine Herzensangelegenheit, der Gesellschaft etwas zurückzugeben.“

„Wer reich stirbt...“

Unternehmer, die mit ihrem Vermögen Stiftungen gründen. Die Sprache kommt fast zwangsläufig auf Bill Gates, auf Warren Buffett. „Wer reich stirbt, stirbt in Schande.“ Professor Heidenreich zitiert den US-amerikanischen Stahlmagnaten Andrew Carnegie, der im 19. Jahrhundert als größter Spender seiner Zeit galt. „In den USA mit ihrem nur rudimentären Sozialstaat sind bis heute solche Stiftungen wichtig.“

Anders bei uns. „Da haben wir eher eine Neid-Gesellschaft“, weiß Michael Gröger. „Aber ich bin der Meinung, dass wir über Staatsgelder allein den Wohlfahrtsstaat in Deutschland nicht aufrechterhalten werden können – wir brauchen auch das private Engagement.“ Damit meint er Stiftungen. Und da das Kapital der klassischen Stiftungen zurzeit mangels Zinsen kaum bis keine Erträge abwirft, wirbt Relationship-Manager Gröger für Verbrauchsstiftungen.

Gute Gelegenheit für Martin Heidenreich, auf das Prinzip des jungen Deutschland-Stipendiums hinzuweisen. Private Spenderinnen und Spender zahlen überschaubare Beträge, der Staat gibt dieselbe Summe dazu – um Studierende mit guten Noten monatlich mit 300 Euro zu unterstützen. „So ein Modell hat Zukunft“, erklärt auch Michael Gröger.

Bürokratie „eine große Hürde“

Wobei Saskia Kamp die Landschaft der deutschen Stiftungen als „unübersichtlich und viel zu arbeitsintensiv“ wahrnimmt. Überhaupt hätten Hilfsbedürftige „nicht immer die Chance sich zu nehmen, was

der Wohlfahrtsstaat alles bietet“. Sie habe festgestellt, „dass Hartz-IV-Anträge oder Jobcenter-Anträge ohne Studium kaum noch gestellt werden können“. Diese Bürokratie sei „schon eine große Hürde“.

„Aber wir dürfen auch nicht vergessen, Hilfe zur Selbsthilfe zu bieten“, fordert Saskia Kamp. „Und sollten dabei den Menschen nicht zu schnell die Initiative abnehmen.“ Übrigens falle auch einer Diakonie das Teilen schwer, wenn es zu wenig zu verteilen gibt. Aktuelles Beispiel aus Delmenhorst: „Wir haben vom Land Geld bekommen für Integration, müssen es aber plötzlich auf zehn Kommunen verteilen und nicht wie anfangs geplant nur auf drei – was jetzt wirklich weh tut.“

Wie kommen wohltätige Institutionen an Spenden? Ist es verwerflich oder legitim, Geld für Spendensammler auszugeben? Michael Gröger hat durchaus Verständnis für beide Positionen. Letztlich aber hält er Fundraising für wichtig: „Weil ich damit eine Bindung zu meinem Thema erreiche, weil ein Fundraiser auch Verbindungsmensch zur Außenwelt ist.“ Deshalb verknüpft die Bethmann Bank Fundraiser und Wirtschaft. „Wir stellen das Spielfeld – aber spielen und die Tore schießen müssen die Player selbst.“

Aufmerksam und grundsätzlich wohlwollend hat der Sozialwissenschaftler Heidenreich zugehört. Dann aber urteilt er hart: „Wenn in den vergangenen zehn Jahren ein Sektor dazu beigetragen hat, den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft zu erschüttern, dann sind das die Banken gewesen, die in Deutschland mit etwa 59 Milliarden Euro unterstützt wurden.“

„Zunahme der Ungleichheit“

Und die Folgen der Eurokrise sind ein wichtiger Teil seiner Forschung. Martin Heidenreich bezieht klar Position: „Die Zunahme der Ungleichheiten zwischen Nord- und Südeuropa, zwischen armen und reichen Griechen, zwischen armen und reichen Italienern ist pervers hoch.“ Ihn mache betroffen, „wie insbesondere die junge Generation Kosten und Lasten der Finanzmarktkrise tragen muss“.

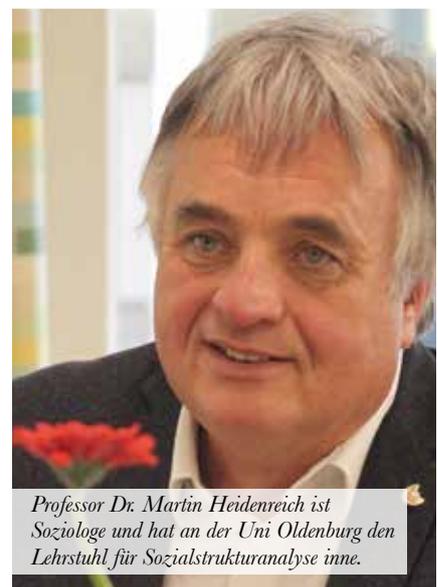
Banker Gröger mahnt eine differenzierte Bewertung an, zeigt sich aber „auch



Michael Gröger ist Kundenberater bei der Bethmann Bank AG in Bremen.



Saskia Kamp ist Leiterin des Diakonischen Werkes Delmenhorst / Oldenburg Land.



Professor Dr. Martin Heidenreich ist Soziologe und hat an der Uni Oldenburg den Lehrstuhl für Sozialstrukturanalyse inne.

selbst erschrocken, was teilweise aus dem Banksektor geworden ist“. Was hält er vom System der Genossenschaftsbanken, deren Kunden ja auch die Eigentümer sind? „Gutes Prinzip.“ Zumal er und seine Familie selbst Genossen einer solidarischen Landwirtschaft sind. Und er macht sich nicht nur dienstlich stark fürs Ehrenamt, sondern trägt privat Verantwortung in Sportverein, Waldorfschule und Kindergarten.

„Auch auf dem platten Land...“

Auch Saskia Kamp hat ein Ehrenamt: Sie ist Kommunalpolitikerin für die SPD. Aus der einen wie aus der anderen Perspektive blickt sie auf die Gesellschaft, auf viele Veränderungen. Sie beobachtet immer mehr Trennungen und Vereinzelung, immer weniger Solidarität. „Auch auf dem platten Land haben wir massiv Schwierigkeiten, Eltern zu finden, die die Fußballmannschaft ihrer Kinder zum Auswärtsspiel fahren.“

Dann aber erzählt sie von Jugendlichen aus einer Kirchengemeinde, die als Gruppe nach Amsterdam fahren möchten. „Das Geld verdienen sie sich gemeinsam, indem sie ihre Arbeitskraft teilen und anderen zum Beispiel im Garten helfen.“ Was ihr Mut macht: „Die Jugendlichen brennen noch für so etwas.“

Martin Heidenreich beobachtet zugleich am anderen Ende der Altersskala „eine Form des Teilens, die möglicherweise an Bedeutung gewinnt“ – nämlich Senioren-Wohngemeinschaften. Den letzten Abschnitt selbstständigen Lebens

miteinander teilen, ein Zeichen setzen „in der sogenannten Gesellschaft der Singularitäten“.

Zeit und Interessen teilen, „gemeinsam größere Wirksamkeit erzielen“. Das kennt Saskia Kamp auch aus Nachbarschaften, aus Stadtteilen. Menschen organisieren sich in Beiräten, die Stadtverwaltung „würdigt das Engagement“ und setzt Ideen um. „Auch das hilft, Strömungen wie in Chemnitz zu begegnen.“

„Arbeitsteilung bringt eher mehr als weniger Arbeit.“

„Dinge nach vorn bringen“

„Wir brauchen mehr Begegnung“, appelliert Michael Gröger und schwärmt von einer „Kultur der Gemeinschaft, um Dinge nach vorn zu bringen“. Gerade in der Generation zwischen 15 und 25 nimmt der Vater von vier Kindern wahr, dass das Teilen einen neuen Stellenwert einnimmt. Stichwort Share-Economy. „Das Auto ist kein Statussymbol mehr“, sondern schlicht auf die Aufgabe als Fortbewegungsmittel reduziert. Lässt sich besser teilen, bevor es 23 Stunden am Tag rumsteht und Platz wegnimmt.

„Wir sind ein Stück weit am Ende der Konsumgesellschaft angelangt“, beschreibt es auch Saskia Kamp. „Wichtiger ist es, Begegnung zu schaffen in selbst gewählten Gemeinschaften.“ Nicht Nach-

barschaft oder Familie, sondern Gemeinschaft in sozialen Netzwerken. Die Pädagogin hält es für „absolut legitim, sich mit selbst gewählten facebook-Freunden überall auf der Welt auszutauschen“.

„Was bekomme ich zurück?“

Ebenso legitim sei aber auch diese Frage: „Was bekomme ich zurück?“ Eine gängige Währung in den digitalen Netzwerken sind Likes, also Zustimmungen per Klick. „Zehn oder 100 oder 1.000 Likes – je mehr Likes, desto besser ist meine Meinung.“ Denken viele, aber nicht Saskia Kamp. „Das ist ein falsches Verständnis vom Teilen, von Gemeinschaft. Sich reiben an anderen, sich auseinandersetzen mit einer Idee, die gar nicht meine ist, und sie stehen lassen – das ist es, was verloren geht.“

Digitalisierung ermöglicht erst die sozialen Medien im Netz, sorgt aber auch für neue Formen der Arbeitsteilung. Stichwort Wirtschaft 4.0. Michael Gröger argumentiert gegen mögliche Ängste: „Arbeitsteilung bringt eher mehr als weniger Arbeit.“

Martin Heidenreich sieht es ähnlich. Betroffen von Automatisierung und Digitalisierung sei insbesondere „der Bereich der qualifizierten Industriearbeiter und Angestellten“. Doch hier in Deutschland sei das unkritisch „wegen des riesigen Arbeitskräftemangels“.

„Verzweifelte Versuche“

Leidenschaftlich wirbt der Professor dafür, „in Bildung und Wissenschaft zu investieren, in soziale Dienste“. Martin Heidenreich hält Investitionen in Rentensicherungssysteme hingegen für „verzweifelte Versuche, die Vergangenheit zu erhalten – da ist es bei der Rente wie bei der Braunkohle“. Aus Alltag wie aus Forschung weiß er, dass nicht vor allem die Alten von Armut bedroht sind, sondern die jüngeren und kinderreichen Familien – am meisten alleinerziehende Mütter.

Und wieder herrscht Einigkeit in der Gesprächsrunde: Es braucht Solidarität. Teilen gehört dazu. Gut, dass es im Trend liegt.

Das Gespräch wurde moderiert und aufgezeichnet von Uwe Haring



Einladung und Anleitung zum Teilen

Das Abendmahl als Grundlage des Teilens

Er ist überzeugter Atheist, aber er ist begeistert vom Abendmahl: Dem Philosophen Alain de Botton ist bei seinem Nachdenken über das Christentum, dessen Wahrheitsanspruch er ganz und gar nicht anerkennt, dennoch aufgefallen, dass es nirgends einen Ort gibt, an dem Menschen so ehrlich und ganz miteinander teilen, wie es beim Abendmahl der Fall ist.¹ Denn hier bekommen alle gleich viel – und alle haben den gleichen Wert. Egal ob unbekannt oder prominent, krank oder leistungsfähig, überarbeitet oder arbeitslos, hochgebildet oder mit kognitiven Einschränkungen: Beim Abendmahl stehen alle auf derselben Stufe. Unterschiede zwischen Menschen und die damit verbundenen Bewertungen verlieren ihre Bedeutung. Vor allem aber

schwingt beim Abendmahl ein Thema mit, das wir anderswo eben nicht ohne weiteres miteinander teilen: dass es in unserem Leben Schuld gibt. Und Misslingen und Versagen. Dass wir uns schämen für manches, was wir getan, gesagt und gedacht haben und dem Bild nicht entsprechen, das wir bei anderen gerne hinterlassen würden. Dass wir bedürftig, schwach und fehlerhaft sind.

Du hast zu deinem Abendmahl als Gäste uns geladen.

Nun stehst du, Herr, in deinem Saal mühselig und beladen.

Wir tragen unsrer Wege Leid, viel Sorgen, Schuld und Schmerzen.

Ob Reich, ob Arm, dich irrt kein Kleid, du weißt die Not der Herzen. (EG 224,1)

Ehrlich miteinander reden

Alain de Botton wünscht sich Treffpunkte, an denen Menschen auf solche Weise zusammenkommen. Orte, an denen Menschen gemeinsam essen und trinken – aber nicht wie in Restaurants, wo wir im eigenen Kreis bleiben. Er träumt von Orten, an denen sehr verschiedene Menschen bei Mahlzeiten ehrlich miteinander zu reden beginnen. Dafür wäre eine kleine Liturgie, ein geplanter Ablauf, nötig – mit Raum für Themen, die über die eigene Selbstpräsentation hinausgehen. Es sind Fragen, denen wir im Alltag ausweichen, weil sie unsere Verwundbarkeit berühren: Was bereust du eigentlich in deinem Leben? Wem kannst du nicht verzeihen? Und wovor fürchtest du dich? Alain de Botton ist überzeugt davon, dass



Einladung zum Abendmahl auf dem 100. Katholikentag in Leipzig 2016.

¹ Alain de Botton, *Religion für Atheisten*. Frankfurt 2013.



Alain de Botton



Zur Person

Christine Gühne, geb. 1973, ist Pfarrerin der Ev. Landeskirche in Baden und ist nach Stationen im Nahen Osten, in der Gemeindegemeinschaft in Südwestdeutschland und mehreren Jahren als Ökumenische Mitarbeiterin in einer Partnerkirche von „Mission 21“ in Nordnigeria nun seit 2016 als Theologische Referentin bei „Brot für die Welt“ tätig. Sie ist verheiratet und hat vier Kinder im Alter zwischen drei und 14 Jahren.

unser Zusammenleben sich verändern würde – denn nach einer geteilten Mahlzeit und nach einem Gespräch, das tiefer reicht, fällt es uns schwerer, einander zu hassen.

Das sollt ihr, Jesu Jünger nie vergessen: Wir sind, die wir von einem Brote essen, aus einem Kelche trinken, Jesu Glieder, Schwestern und Brüder. (EG 221,1)

Warum findet ein Atheist im Zentrum des christlichen Glaubens das beste Modell des Teilens? Ich glaube, dass es an dem liegt, der diese Feier begründet, der hier Gastgeber ist und einlädt. Er teilt mit uns nicht nur etwas, sondern sich selbst. Er teilt mit uns nicht nur Nahrung, sondern Leben – und Tod. Und er teilt Leben aus, das den Tod schon besiegt hat. Dieser Gott verschenkt sich ganz, und das bewegt jene, die ihn empfangen. Deshalb wohnt im christlichen Glauben ein unbesiegbarer Impuls zum Teilen, der von noch so viel menschlicher Gier nicht totzukriegen ist. Immer wieder meldet er sich im Lauf der Geschichte der Kirche und der Kirchen und führt dazu, dass Menschen diese Erfahrung des Sonntags auch am Montag leben wollen und sich mit Händeschütteln nach dem Gottesdienst nicht zufrieden geben.

Jesus ruft uns. Wir sind erwählt, Frucht zu bringen, wo Zweifel quält. Gott, der überall zu uns hält, gibt uns Wort und Brot für die Welt. (EG 229,3)

Weiterschenken der Fülle

Im Teilen von Zeiten, von Gaben, Talenten, von Gebet und von Gütern will unter uns Gestalt gewinnen, wie Gott uns begegnet ist. Das ist der Grundimpuls dessen, worum es einer christlichen Gemeinde geht. Es geht nicht um besonders hohe moralische Anforderungen. Es geht um ein Weiterschenken der Fülle, aus der wir selbst überreich beschenkt worden sind: „Gott hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“ (Römer 8,32) „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist! (...) Gebt, dann wird euch gegeben! Ein volles, gerütteltes und überfließendes Maß wird man in euren Schoß geben.“ (Lukas 6,36-38) Wer sich selbst als unverdient von Gott mit Liebe

überschüttet begreift – und diese Erfahrung lässt sich im Abendmahl immer wieder aufs Neue machen –, dem wird es nicht schwer fallen, das Herz und die Hände zu öffnen und ebenso das Haus, den Terminkalender und vieles mehr. Das kann und wird auch in Form von Geldspenden geschehen. Christliches Teilen schließt das immer mit ein – aber es geht nicht darin auf. Es ist mehr als Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit.

Teilt das Brot mit anderen, es ist zu reich für euch allein.

Teilt das Brot mit anderen, es soll zum Heil für viele sein. (Johannes Hansen)

Deutlich wird dies an der Geschichte vom „Scherflein der Witwe“ (Markus 12,41-44): Jesus beobachtet im Eingangsbereich des Tempels Menschen am Opferkasten. Wohlhabende machen hier großzügige Spenden. Eine Witwe bringt einen einzigen Heller. Nach der Rechnung Jesu hat sie mehr in den Kasten hineingelegt als die Großspender um sie herum. Das ist ökonomisch nicht sinnvoll und nur mit der Logik des Reiches Gottes zu verstehen: Wo der Höchste der ist, der allen dient. Wo Menschen nicht fragen, wieviel sie abgeben müssen, sondern weiterschenken wollen. Diese Logik ist weder weltfremd noch naiv – sie ist zukunftsfähig. Wenn wir heute fragen nach einer Form des Wirtschaftens, die dem Gemeinwohl dient, wenn es darum geht, das rechte Maß wieder zu finden, wenn wir dabei suchen nach frischen Formen von Gemeinde, in denen unser Glaube an Jesus Christus praktisch erfahrbar wird, wenn wir den Neiddebatten in unserer Gesellschaft etwas entgegensetzen wollen – dann werden wir immer wieder zum Abendmahl zurückkehren. Kann uns ein Blick von außen dabei helfen, es neu wertzuschätzen? Und dabei zu erleben, was ein Beobachter nur erraten kann: dass Gottes Geist als verwandelnde Kraft mit dabei ist, die sich nicht begrenzen und einsperren lässt.

O Herr, verleihe, dass Lieb und Treu in dir uns all verbinden, dass Hand und Mund zu jeder Stund dein Freundlichkeit verkünden, bis nach der Zeit den Platz bereit an deinem Tisch wir finden. (EG 222,3)

Pfarrerin Christine Gühne

Spenden = Teilen?

Überlegungen zum kirchlichen Fundraising

Fundraising als Instrument für systematisches, nachhaltiges Einwerben von Ressourcen (Geld, Zeit oder Dingen) ist in den Kirchen mittlerweile ein wichtiges Instrument geworden. Aber ist Fundraising auch als Form des Teilens zu verstehen? Zweifellos schafft Teilen Teilhabe. Als durch Gottes Gnade Beschenkte sind wir dazu aufgerufen, unsere Gaben für andere einzusetzen. In einem „Teilungsprozess“ liegt auch unser Ursprung: Gott teilte mit dem Menschen seine Ebenbildlichkeit. Christus selbst gründete im Sich-Mitteilen und im Brot- und Weinteilen den wesentlichen Charakterzug der christlichen Gemeinde. Leider hat das „Outsourcing“ diakonischer Aufgaben, die früher vor Ort von der Gemeinschaft geleistet wurden, auch zu einem Bewusstseinsverlust für den ursprünglich zentralen Gedanken des Teilens von Schicksalen in der christlichen Gemeinschaft geführt.

Verantwortungsvoller Umgang

Teilen ist also ein zentraler Aspekt im Christentum, mit dem es verantwortungsvoll umzugehen gilt. Wenn wir also mit Fundraising-Maßnahmen für



kirchliche Zwecke Menschen darum bitten, etwas zu geben, muss dies in dem Bewusstsein geschehen, dass damit am Ende immer auch die eigene Mission, also der Auftrag zur Verkündigung des Evangeliums, realisiert werden soll.

Die Höhe einer Spende ist dabei nach dem Grundsatz der Freiwilligkeit zu betrachten, den traditionellen „Zehnten“ kann es höchstens als Selbstverpflichtung geben. Kommt es dann tatsächlich zum Teilen, zu einer Spende, gibt es dafür unterschiedliche Motive. Zweckfrei ist auch die freiwillige Gabe nicht. Der Wunsch, etwas Gutes zu tun, Mitleids- oder Dankbarkeitsmotive verbinden das Teilen etwa mit der Hoffnung, sich dadurch – diesseitig oder jenseitig – eine günstige Voraussetzung zu verschaffen oder auch mit dem Wunsch, etwas in eine bestimmte Richtung positiv zu beeinflussen.

Ein unsichtbares Band

Freiwilliges Teilen ist aber keine rein monetäre Angelegenheit. Mit einer Spende gibt man immer auch etwas von sich mit hinein. Es entsteht ein unsichtbares Band zwischen Spender/in und Empfänger/in. Persönliche Vertrauenswürdigkeit, Freundlichkeit im Umgang und funktionierende Kommunikationswege sind daher Voraussetzungen für erfolgreiches Fundraising und das Ergebnis intensiver Beziehungspflege. So werden Mitgliederpflege-, -bindung und -orientierung zu zentralen Aufgaben, etwa durch Entwicklung einer – auch in der Kirche nicht selbstverständlichen – Dankkultur. Umgesetzt wird das durch eine professionelle, geschulte Haltung und ein hohes Maß an Sensibilität für den Umgang mit Ressourcen und die genaue Wahrnehmung des eigenen Umfelds. So verstanden, gehört Fundraising zu einer wichtigen Aufgabe kirchlich Verantwortlicher auf allen Ebenen, sowohl im Haupt-, als auch im Neben- und Ehrenamt.

Pfarrer Götz Geburek



Zur Person

Pfarrer Dipl.-Ing. Götz Geburek (53) ist seit mehr als zehn Jahren Beauftragter für Fundraising der Evangelischen Kirche der Pfalz und Religionslehrer an zwei Gymnasien in Ludwigshafen.

„Nicht belehren, sondern handeln“

Was dem neuen Bischof Thomas Adomeit besonders wichtig ist



Am 29. September wurde Oberkirchenrat Thomas Adomeit von der Synode der oldenburgischen Kirche zum Bischof gewählt.

Mehrere Monate waren Sie „Vertreter im Bischofsamt“. Was ist das für ein Gefühl, jetzt zum Bischof gewählt worden zu sein?

Nach dem Ringen mit einem starken Mitbewerber bin ich für meine Wahl zum Bischof sehr dankbar. Meine Wahl ist eine Bestätigung für das, was wir mit Blick auf die Zukunft unserer Kirche auf der Mai-Synode begonnen haben. Das ist ein wichtiger Rückenwind für die Weiterarbeit mit dem Maßnahmenkatalog.

Es gibt aber auch Kritik an den Sparmaßnahmen. Wie kann es gelingen, diese umzusetzen, ohne zu viel Unruhe zu erzeugen?

Unser Ziel ist es, dass die Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg finanziell handlungsfähig bleibt. In zwölf Jahren wollen wir einen ausgeglichenen Haushalt haben. Auf

diesem Weg müssen wir in den nächsten Jahren unserem kirchlichen Auftrag treu bleiben. Es gilt in diesem Prozess, das, was in der Vergangenheit an Ideen und Projekten entstanden ist, nicht kaputtzumachen. Gleichzeitig müssen wir schauen, wovon wir uns trennen können. Und es muß auch Raum für neue Ideen geben. Das wird nicht alles konfliktfrei gehen. Bei alledem ist es daher wichtig, alle Beteiligten an einen Tisch zu bringen.

Die Ökumene ist im Oldenburger Land ein wichtiges Thema. Sollten katholische und evangelische Kirche mehr zusammenwachsen oder in der Verschiedenheit zusammenarbeiten?

Die evangelisch-katholische Ökumene ist auf dem Gebiet der oldenburgischen Kirche ein gewachsenes und sehr ver-

trauensvolles Miteinander in der Anerkennung der Vielfalt. Gemeinsam ist uns der Auftrag, das Evangelium auf verschiedene Art und Weise zu den Menschen zu bringen. Das ist eine Bereicherung. Die gemeinsame Aufgabe ist dabei das Erste. Die Form, in der das geschieht, ist das Zweite. Es gibt bereits tolle Beispiele für die ökumenische Zusammenarbeit. Wie den Kirchenführer in verschiedenen Sprachen oder die Beratungsarbeit. Da ist noch mehr möglich. Und das wichtige Feld Ökumene darf über den evangelisch-katholischen Dialog hinaus gedacht werden, wir haben noch mehr Konfessionen im Oldenburger Land.

Wie wichtig wäre ein gemeinsames Abendmahl?

Ich nehme das Leiden auf beiden Seiten wahr, dass es das gemeinsame Abend-

mahl noch nicht gibt. Ich nehme aber auch wahr, dass versucht wird, es in Zukunft zu ermöglichen. Dabei müssen wir unsere Geschichte und die verschiedenen theologischen Traditionen ernst nehmen. Das Abendmahl ist dazu da, Menschen zusammenzubringen. Ich bin mir sicher, dass wir irgendwann gemeinsam Abendmahl feiern werden. Aber die katholischen Geschwister dürfen bei dem Prozess das Tempo vorgeben. Denn für sie ist es schwieriger, die Veränderungen umzusetzen.

Der Mitgliederschwund ist in allen Kirchen seit Jahren ein Thema, wie kann dem begegnet werden?

Es gibt keine einfache Antwort auf diesen Trend. Wir müssen wahrnehmen, dass es sich um eine grundsätzliche Veränderung in der Gesellschaft handelt. Auch bei Gewerkschaften und Vereinen ist der Mitgliederschwund zu beobachten. Als Kirche muss es uns gelingen, Angebote zu machen, die die Menschen dort erreichen, wo sie sich befinden. Die neuen Lebensformen bedeuten, dass auch wir neue Kommunikationsformen und neue Formen der Verkündigung brauchen.

Welche Zielgruppen sollte Kirche besonders im Blick haben?

Eine Zielgruppe, die wir besonders im Blick haben müssen, sind Kinder und Jugendliche. Es gibt wunderbare biblische Geschichten für Kinder. Diese Texte werden ein Leben lang wiedererkannt. Und die Erfahrungen, die junge Menschen machen, prägen für ein ganzes Leben. Und dann gibt es unseren diakonischen Auftrag. Da, wo jemand unsere Hilfe braucht, sind wir als Kirche gefragt. Diese Tätigkeit für die Gesellschaft ist notwendig. Das ist unser kirchlicher Auftrag, wie ihn auch Jesus Christus formuliert hat: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern und Schwestern, das habt ihr mir getan.“ Daraus können und wollen wir uns nicht herausziehen.

Werden wir in Zukunft lernen müssen, unseren Reichtum zu teilen?

Nicht nur in der Zukunft, schon jetzt! Die lutherische Kirche ist zum Beispiel in Afrika eine stark wachsende Kirche. Wir sollten das Teilen dabei niemals als Einbahnstraße betrachten. Wir können an den Erfahrungen aus den wachsenden

Gemeinden partizipieren. Es geht darum, Geld, Erfahrung, Musik und vieles mehr zu teilen. Das gilt für alle Kirchen. Dabei ist es das Wichtigste, unser Gegenüber ernst zu nehmen.

Was bedeutet das für die oldenburgische Kirche?

Wenn wir uns als Kirche bei diesem Thema einbringen, müssen wir immer über unseren eigenen Kirchturm hinaus schauen. Natürlich sind wir als Kirche beispielsweise gefragt, wenn es um die Flüchtlinge im Mittelmeer geht. Flüchtlinge dürfen nicht ertrinken. Wir müssen unser Handeln hier vor Ort mit dem Geschehen dort in Verbindung bringen.

Wichtig ist, dass wir nicht nur mit den Fingern auf andere zeigen, sondern uns wirklich einmischen. Zum Beispiel bei prekären Arbeitsverhältnissen und auch beim Thema Bewahrung der Schöpfung. Auch das führt zu Konflikten. Atomkraft ist für mich nicht schöpfungsgemäß. Gleichzeitig haben wir Kirchenmitglieder, die ihre Familie mit der Arbeit in einem Atomkraftwerk ernähren. Das zeigt, die Grenzen sind da, wo wir andere nur belehren. Das führt zu Konflikten. Wir müssen die Spannungen im Miteinander lösen.

Was bedeutet es für Sie, ein Leben mit jemandem zu teilen? Gab es eine Situation, in der Sie vor der Frage standen, sich mit Ihrer Frau, die auch Pfarrerin ist, eine Gemeinde zu teilen?

Meine Frau und ich haben mit „teilen“ keine Schwierigkeiten. Geteiltes Glück heißt für uns doppeltes Glück. Uns eine Stelle im Pfarramt zu teilen, haben wir aber bewusst für uns verworfen. Das Pfarramt ist das schönste Amt der Welt, aber eine Stelle zu teilen, hätte für uns an dieser Stelle das Glück nicht verdoppelt, sondern mehr Schwierigkeiten als Lösungen gebracht.

Wie sammeln Sie Kraft für Ihren Beruf?

Seit Jahrzehnten ziehe ich mich mit anderen zum Innehalten für ein paar Tage im Jahr zurück. Diese Zeit der Rückbesinnung ist gut für den Geist. Aber ich gehe jedes Jahr auch vier Tage Skilaufen. Das tut mir körperlich sehr gut. Im Alltag hilft mir das Radfahren oder auch handwerklich zu arbeiten. Wenn ich keinen Schraubenzieher mehr in die Hand nehmen dürfte, wäre ich unglücklich.

Das Interview führten Kerstin Kempermann und Hans-Werner Kögel.



Für die Wahl eines neuen Bischofs benötigte die Synode drei Wahlgänge.

„Ich teile

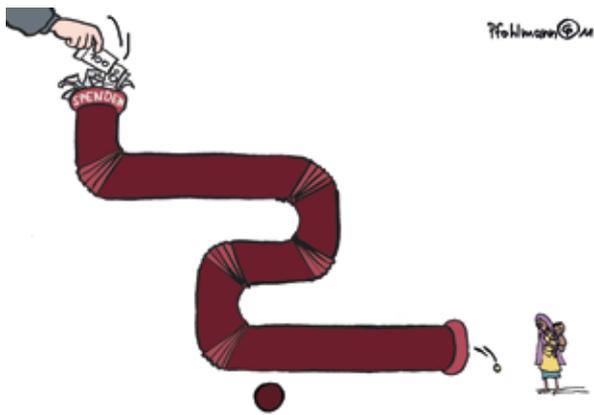
Das Thema „Spenden und Teilen“
in Karikaturen und Cartoons



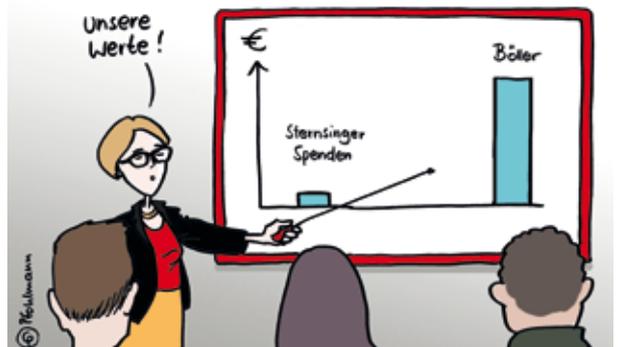
"FURCHTBAR. NA, ICH TEILE MEIN ESSEN."



GEBERKONFERENZ SYRIEN



SPENDENWEGE



gern!"



SPENDEN GEGEN EBOLA



SANKT MARTIN



„ORGELSPENDE, PLAUMANN!“

Vom Teilen in sozialen Netzwerken

Wo Meins und Deins komplett verschwinden



Zur Person

Kay Oppermann (50) war zwölf Jahre lang Pastor und Pressesprecher im Kirchenkreis Bremervörde-Zeven. Er leitet seit 2012 die Internetabteilung der Landeskirche Hannovers. Der Kommunikations- und Social Media-Manager spielt in seiner Freizeit gerne Orgel und lebt mit seiner Familie in einem Vorort von Hannover.

Die Zukunftsvisionen der Science Fiction-Serie „Star Trek“ haben mich seit meiner Jugend fasziniert. Dabei war ich kein Fan der teilweise etwas ungenau dargestellten neuen Lebensformen, sondern des gesellschaftlichen Entwurfes einer Lebens- und Dienstgemeinschaft, die ohne Geld, ohne persönlichen Besitz und in großen Teilen entmaterialisiert lebt.

Notwendiges kommt aus dem Replikator, die Sehnsucht nach Natur und Freiheit muss das sogenannte „Holodeck“ erfüllen. Ressourcen zu teilen ist in der begrenzten Welt des Schiffes undiskutierte Normalität.

Eigentum und individuelle Lebenswelten spielen nur im Kontext des allgemeinen Wohlergehens der Gemeinschaft eine Rolle. Nebenelemente dieses nach vielen Grundsätzen des politischen Kommunismus‘ gestalteten Lebens finden sich bereits in der Urgeschichte der Bibel (Arche Noah) und in anderen filmischen Zukunftsvisionen.

Das Zusammenleben in einer rundherum zerstörten oder lebensfeindlichen Welt erfordert vom Menschen in hohem Maß altruistisches Verhalten oder anders gesagt: Nur der Verzicht auf in einer kapitalistischen Gesellschaft erlernte Verhaltensweisen sichert künftiges menschliches Zusammenleben.

Mit Ideen anderer identifizieren

Sich geistige Produkte anderer zu eigen zu machen, setzt voraus, sich mit ihnen so zu identifizieren, als wenn es die eigenen wären. Sie nicht als minderwertig oder fehlerbehaftet abzuqualifizieren, setzt in hohem Maße Empathiefähigkeit voraus. Profile auf Facebook kommen

theoretisch komplett ohne eigene Inhalte aus. Das „Liken“ von fremden Beiträgen füllt die eigene Seite ebenso aus wie selbst verfasste Beiträge. Zwar können von anderen übernommene Inhalte zusätzlich kommentiert, eingeleitet und damit individualisiert werden, jedoch spielt das für die Wahrnehmung der Person eine untergeordnete Rolle. Der geteilte Beitrag wird als Teil der eigenen

Persönlichkeit wahrgenommen und darauf wird – die Zustimmung zu den Inhalten vorausgesetzt – entsprechend reagiert. Ein Like bezeugt: Ich mag den Beitrag und diesen Teil von dir, ein weiteres Teilen zeigt die nächste Stufe der Identifikation

und ermöglicht Anreicherung des Inhalts mit Aspekten der Persönlichkeit der ursprünglich teilenden Person.

Kirche in Social Media

Bei den Social Media-Analysen der Auftritte der Landeskirche Hannovers werten wir die sogenannten „Shares“ (to share = teilen) aus. Bei uns erstellte Inhalte gelten als höchstes Erfolgskriterium. Im Sinne einer Lebenshilfe und Alltagsbegleitung wird Kirche hier sichtbar zu einem Teil der Social Media-Persönlichkeit einer Person, zum Teil des digitalen Destillats der geformten Biografie. Spielverderber dieses Wiederauflebens eines urchristlichen Liebes-Kommunismus‘ könnten das Einhalten des Urheberrechtes anführen. Doch wer wirklich teilt, im bedingungslosen Geben und Nehmen eine gute Form des Zusammenlebens erkennt, sollte bei dem Satz „geteilte Inhalte bieten doppelte Freude“ nicht an den befreundeten Anwalt, sondern an anregende Gespräche denken.

Pfarrer Kay Oppermann

„Der geteilte Beitrag wird als Teil der eigenen Persönlichkeit wahrgenommen und darauf wird entsprechend reagiert.“

Selig die Beene,

die vorm Altar steh'n alleene!

Wie immer ließ er sich Zeit, die Treppeinstufen zu erklimmen. Schritt um Schritt, Stufe für Stufe, ging es nach oben. Er kostete das aus. Jedes Mal. Aller Augen warteten auf ihn, dass er ihnen Speise gebe zur rechten Zeit.

Er stand nun im Kanzelkorb. Ließ seinen Blick wohlwollend über die Gemeinde gleiten. Ab und zu ließ er seine Augen ruhen auf denen, die es nötig hatten. So oder so.

Frau Meyer wurde stets mit einem Blick bedacht. Sanft lächelnd. Schließlich brachte sie sich ehrenamtlich ein. Spendete treu. Obendrein war sie gut vernetzt. Sie brachte unter die Leute, was er wollte. Lieferte ihm unter vier Augen und Ohren das, was die Leute sagten. Gnädig lächelte er nun und sortierte seine Papiere. Heute würde er wieder gut sein. Im Internet hatte er etwas gefunden, es frisiert und angerichtet. Nun würde er den Christus auspacken und durch die Gemeinde marschieren lassen. Wie ein Puppenspieler seine Marionette.

Der erwählende Blick

Dann sah er auf die Konfirmandinnen und Konfirmanden. Gütig und streng zugleich. Viele Jahre hatte er das geübt. Nun war er ein Künstler des erwählenden Blicks. Die Trauerfamilien schaute er voller Mitgefühl an, die Hochzeiter mit einem wissenden Lächeln. Und die Tauffamilien mit einer Mischung aus Mitleid und Begeisterung. Wer ihm komisch kam, den traf ein anderer, ein fremder Blick. Funkelnde Augen, die zu verstehen zu geben wussten, was (und wer hier einzig) relevant war.

Das schwarze Kleid machte ihn zu einem anderen Menschen. Habitus und Gestus, Mimik und Sprache – alles veränderte sich. „Heilig, heilig, heilig“, hörte er innerlich die Englein singen. Er war die Mitte der Gemeinde. Und die Gemeinde war die Mitte seiner Existenz. Er war PfarrHERR. Und das

ganz und gar. Freundschaften kannte er nicht, nur dienstliche Bezüge. Alles für die Gemeinde. Und die ganze Gemeinde für ihn, ihn allein. Die Mitglieder des Gemeindegemeinderates hatte er über Jahre so erzogen, dass sie das, was er wollte, schon vorwegzunehmen wussten und gar nicht mehr dahinter kamen, dass es sein und nicht ihr Wille war, der da geschah. Muckte doch mal jemand auf, wurde er fein fabulierend rhetorisch ins Abseits gestellt.

Auch in Sachen Gremienarbeit überließ er nichts dem Zufall. Er konnte so charmant sein. Wusste, wann wer wo wie anzusprechen war. Und wenn es so nicht klappte, gab es immer noch den Weg hintenrum. Nicht nett. Aber erfolgreich. Meist. „Seid klug wie die Schlangen!“, das hatte ER doch selbst gefordert.

Mit süßem Gift

Die Veränderungen, die seiner Kirche bevorstanden, machten ihn nicht bange. Er hatte sich in Stellung gebracht. Ahnte (nicht ohne Vorfreude), dass es in der Kreissynode ein Hauen und Stechen geben würde. Aber so, wie es stets geschah in der Kirche: nicht mit offenem Visier, sondern mit süßem Gift.

Man musste im Vorfeld Verbindungen und Verbindlichkeiten schaffen. Wenn es doch anders kam: Sich verweigern! Meckern und nichts tun. Die anderen auflaufen lassen. Am Ende würde sich der Beharrlichere durchsetzen. Also hingesezt, die Arme vor der Brust verschränkt und lächeln. Die anderen würden schon irgendwann aufgeben. Dann wäre er noch immer da. Hier in seiner Kirche. Was interessierte ihn der Rest. Sollten die doch sehen, wo sie blieben. Er bliebe hier. Auf seiner Kanzel. Vor seinem Altar. Seine Beine. Alleine. Er räusperte sich. Ein letzter Blick. „Liebe Gemeinde, ...“

Pfarrer Stephan Bohlen



Zur Person

Pfarrer Stephan Bohlen, geboren 1962, ist seit 2015 durch den Kirchenkreis Ammerland zur „Pastoralen Mitversorgung“ der Kirchengemeinde Edewecht für den Pfarrbezirk Süddorf zugeteilt. Der gebürtige Edewechter war zuvor zehn Jahre lang Pfarrer in der Kirchengemeinde Zwischenahn, Pfarrbezirk Rostrop. Davor war er von 1998 bis 2006 Pfarrer in der Kirchengemeinde Golzwarden. In seiner „Braker Zeit“ gründete er zusammen mit Kolleginnen und Kollegen das Kabarettensemble „Schwarzer Humor“, das 2003 erstmals beim Regionalen Kirchentag in Brake auftrat. Stephan Bohlen ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Teilen fällt nicht immer leicht

Beobachtungen zu Streitfällen in Kirchengemeinden



Teilen will gelernt sein, nicht zuletzt, weil es oft mit Verzicht zu tun hat. Das Gebot der christlichen Nächstenliebe sollte das Teilen dennoch leichtfallen lassen. Zahlreiche Beispiele aus der Praxis zeigen jedoch, dass Anspruch und Wirklichkeit häufig nicht deckungsgleich sind. Immerhin: Meist können die Konflikte durch Vermittlung beigelegt werden.

Vielfältig und quer durch alle Landeskirchen sind die Beispiele für Konflikte zu finden, Geld, Macht oder Verantwortung zu teilen. Im hessischen Wetteraukreis trat ein neunköpfiger Kirchenvorstand zurück, nachdem ein Streit ums Austeilen des Abendmahls entbrannt war. Pfarrer und Gemeinderat konnten sich nicht einigen, ob ein gemeinsamer Weinkelch oder einzelne Fruchtsaftbecher gereicht werden sollten. Auch Schlichtungsbegehren der Dekanatsleitung blieben erfolglos.

Keine Einzelfälle

In Nordwestdeutschland musste erst der Kirchenkreisvorstand beim Lan-

deskirchenamt die Auflösung des Kirchenvorstands und Entlassung des Gemeindepfarrers beantragen, bevor der andauernde Streit mit der Kommune um die Jugendarbeit sowie Konflikte mit Mitarbeitenden endeten. Schließlich ging der Pastor vorzeitig in den Ruhestand, der Kirchenvorstandsvorsitzende gab sein Amt auf, der restliche Vorstand wurde von der Landeskirche gerügt.

Streitigkeiten um die Arbeits- und Aufgabenverteilung in Gemeindeverbänden und Kirchenregionen sind keine Einzelfälle. Ist es gerecht, wenn alle Pastoren dieselbe Anzahl von Stunden im gemeinsamen Konfirmandenunterricht einbringen – egal, wie viele Kinder aus ihrer eigenen Gemeinde daran teilhaben oder nicht? Und was ist mit Pfarrern, die nur mit halber Stelle arbeiten? Oder denjenigen, die zwar der Region zugeordnet, aber mit einem besonderen Schwerpunkt betraut sind?

Dieses Thema wird absehbar auch die Diskussion in der oldenburgischen

Kirche beschäftigen. Denn nach den jüngsten Synodenbeschlüssen heißt es zu beraten, wie Sonderpfarrämter etwa in Krankenhäusern oder Gefängnissen im Stellenschlüssel der Kirchenkreise berücksichtigt werden.

Selbst wenn mit dem Teilen kein Verzicht verbunden ist, kann das zu teilende Gut zum Streitgegenstand werden. Im östlichen Niedersachsen etwa drohten 50 Gemeindeglieder mit Austritt aus der Kirche, weil sie ihr Pachtland verlieren sollten. Hintergrund: Die Kirchengemeinde hatte beschlossen, Ackerland, das mehr als ein halbes Jahrhundert an eine Gemeinschaft als Gartenland verpachtet worden war, nun wieder einem Landwirt zu überlassen.

Geradezu kurios mutet dagegen der Konflikt in einer Gemeinde in Brandenburg an. Dort hatte sich ein Förderverein zur Rettung des maroden Gotteshauses gebildet. Dass diesem Verein wohl mehrheitlich Nicht-Christen angehörten und die Kirche auch für andere Zwecke als Gottesdienst geöffnet werden sollte, missfiel offenbar dem Gemeindekirchenrat. Zurzeit herrscht zwischen den Konfliktparteien Funkstille und die Kirche verfällt weiter.

Am Konflikt wachsen

Werfen wir abschließend einen Blick in die Bibel. Da heißt es in der Apostelgeschichte von der Urgemeinde in Jerusalem: „Da erhob sich ein Murren in der Gemeinde.“ Einige fühlten sich benachteiligt. Erst wurde diskutiert, dann wurden sechs Kirchenvorsteher gewählt – quasi als Konfliktlotsen. Vielleicht sollten sich die Kirchenältesten und -vorsteher von heute an diesem Vorbild orientieren, schließlich ist die Urgemeinde an ihrem Konflikt nicht zerbrochen, sondern gewachsen.

Michael Eberstein

Leben spenden

Die Organspende zwischen „teilen“ und „kosten“

Leben miteinander teilen, das muss nicht unbedingt Ehe heißen. Und es kann sogar über den Tod hinausgehen – mit einer Organspende. Und nicht erst nach dem Tod kann man seine eigenen Organe mit anderen teilen. Eine Niere oder Teile der Leber (in seltenen Fällen auch Lunge, Dünndarm und Bauchspeicheldrüse) können einem nahen Verwandten oder der (Ehe-) Partnerin/ dem (Ehe-) Partner das Leben retten.

Der Regelfall ist die Organspende nach dem (Hirn-)Tod. Nicht einmal 800 Menschen hatten im vergangenen Jahr ihre Organe gespendet, 2010 waren es noch 500 mehr. Jedoch stehen 10.000 bis 12.000 Menschen jährlich auf den Wartelisten für Leber, Lunge, Herz oder Nieren.

Bereitschaft ist groß

Mehreren Umfragen zufolge sind acht von zehn Bundesbürgern bereit, nach ihrem Tod mit ihren Organen anderen Menschen das Weiterleben zu ermöglichen. Und 36 Prozent besitzen einen Organspenderausweis. Die Entscheidung darüber hat oft die Patientin/der Patient selbst in Form einer Patientenverfügung getroffen. Häufiger jedoch müssen nahe Angehörige die Entscheidung

fallen – meist in einer emotional sehr belastenden Situation.

Das ist jedoch nicht der Grund für die sinkende Zahl von Organtransplantationen. Ebenso wenig der Skandal aus dem Jahr 2012, als ein Arzt Empfängerlisten manipulierte, um gut bezahlenden „Kunden“ eher zu einem nötigen Organ zu verhelfen. Dennoch ist die Bereitschaft zu Organspenden gestiegen – allerdings nicht die Zahl der tatsächlich ausgeführten Transplantationen. Einen Hauptgrund sieht die Deutsche Stiftung Organspende (DSO) in der nicht ausreichenden Berücksichtigung oder Fehleinschätzung des Patientenwillens. Auch die zunehmende Arbeitsverdichtung und -belastung auf den Intensivstationen seien zusätzliche Hürden für die Organspende.

In einer aktuellen Studie der Uniklinik Kiel heißt es, dass die Entnahmekliniken zunehmend weniger Spenderorgane meldeten. Dabei sind sie seit 2012 verpflichtet, einen Transplantationsbeauftragten zu benennen und mögliche Organspender an die DSO zu melden. In Niedersachsen wird diese Aufgabe aber nur ehrenamtlich, also nebenberuflich, gefordert. Jedenfalls werden die

Transplantationsbeauftragten nicht in jedem Fall hinzugezogen.

Mehr Spenden möglich

Von den 22 angefragten Entnahmekliniken beteiligten sich lediglich sechs Kliniken an der Kieler Untersuchung. Bei ihnen lag der Anteil der tatsächlichen im Verhältnis zu den möglichen Organentnahmen im besten Fall bei 16,3 Prozent, im schlechtesten Fall lag die Quote bei nicht einmal einem Prozent. Hochgerechnet hätten etwa 2.700 Spenderinnen und Spender ihre Organe zur Verfügung stellen können statt der knapp 800.

In jüngster Zeit wurde auch angenommen, dass die Kosten für die Transplantationen Ursache für den Rückgang sein könnten. Zwar sind die direkten Kosten für die Organentnahme derzeit gedeckt, nicht aber die Aufwendungen für die verlängerten Liegezeiten auf der Intensivstation. Aus dem Bundesgesundheitsministerium heißt es dazu, eine Organspende dürfe für die Krankenhäuser kein Minusgeschäft sein; nach der Sommerpause soll dazu ein Gesetzesentwurf vorliegen.

Michael Eberstein



Prof. Dr. med. Dr. phil. Dr. theol. h.c.
Eckhard Nagel

In der Debatte um eine Erhöhung der Organspenden hat sich der Transplantationsmediziner Eckhard Nagel (58) für eine „Erklärungspflicht“ jeder Bürgerin und jedes Bürgers ausgesprochen. „Ich will, dass sich jeder bewusst damit auseinandersetzt“, sagte der Direktor des Instituts für Medizinmanagement und Gesundheitswissenschaften an der Universität Bayreuth dem Evangelischen Pressedienst (epd). Eine Auseinandersetzung und ein klares Bekenntnis jeder Bürgerin und jedes Bürgers zu dieser Frage könne man erwarten und zumuten, sagte Nagel, der bis 2010 das Transplantationszentrum in Augsburg leitete.

Anfang September hatte der Bundesgesundheitsminister Jens Spahn (CDU) mit seiner Forderung nach einer Widerspruchsregelung eine neue Debatte über Organspenden angestoßen. Dabei sollen alle Organspendende sein, die zu Lebzeiten oder deren Angehörige nach dem Tod der Organentnahme nicht widersprechen. Nagel sagte, er habe ein Problem mit dem Terminus „Widerspruchslösung“ und würde daher eine „Erklärungspflicht“ anstreben. „Drei bis vier Patienten sterben jeden Tag in der Bundesrepublik, weil kein Spenderorgan zur Verfügung steht“, sagte er. Es sei eine Pflicht, sich mit diesem Leid auseinanderzusetzen und auf Grundlage dieser Informationen eine Entscheidung zu treffen.

Begegnungen vergisst man nicht

Uschi Jädtke arbeitet seit 2011 als ehrenamtliche Hospizbegleiterin



Es sind Minuten, manchmal auch Stunden, die Uschi Jädtke am Bett sterbender Menschen sitzt. Oft schweigend. Dann reicht es einfach, mit der Hand über den Rücken zu streichen oder vielleicht ein beruhigendes Lied zu summen. Uschi Jädtke ist ehrenamtlich als ambulante Hospizbegleiterin in Brake tätig. Sie begleitet Menschen in ihren letzten Tagen und Stunden. Teilt mit ihnen ihre Trauer, ihren Schmerz aber auch ihre Erinnerungen.

Keine nur traurige Zeit

„Es ist faszinierend, wie schnell die Menschen Vertrauen fassen. Wie intensiv die Beziehungen in der oft kurzen Zeit, die wir miteinander teilen, werden“, sagt Jädtke. Das Thema Tod und Sterben ist für die 61-Jährige nie ein Tabu-Thema gewesen. Auch in ihrer eigenen Familie hat sie den Verlust erlebt. „Ich habe meine Mutter, meinen Vater und meinen Bruder beim Sterben begleitet“, erzählt sie. Es sei eine schwere, aber keine nur traurige Zeit gewesen.

„Natürlich tut es weh, wenn jemand stirbt“, betont Jädtke. Das sei bei jedem Tod, den sie miterlebt, aufs Neue so. Und

doch helfe ihr der Gedanke, dass sie dazu beitragen konnte, den Abschied für den Sterbenden und seine Familie zu erleichtern. „Es ist einfach gut, wenn jemand da ist, dem man von seinen Ängsten erzählen kann. Mit dem man sich noch einmal an schöne Momente erinnert und von der Familie erzählen kann“, weiß sie. Manchmal sind die Sterbenden nicht mehr in der Lage zu sprechen. Dann wird der Körperkontakt noch wichtiger. Die Hand zu halten. Streicheln. Da sein. Auch für die Angehörigen sind die ambulanten Hospizbegleiterinnen und -begleiter da. Und der Kontakt endet nicht mit dem Tod. „Mit einer Angehörigen treffe ich mich seit sechs Jahren“, sagt Jädtke.

Gedichte helfen

Um die intensiven Beziehungen immer wieder zuzulassen, sind Uschi Jädtke die Zusammenkünfte in der Gruppe der Hospizbegleiter sehr wichtig. Regelmäßig treffen sie sich mit Karin Schelling-Carsdens. Die Geschäftsführerin der Diakonie Wesermarsch hat die Hospizbegleiter nicht nur ausgebildet, sie geht auch zu jedem ersten Treffen mit und teilt die Begleitenden ein.

Und noch etwas hilft der Brakerin, ihre Erlebnisse zu verarbeiten. In Gedichten setzt sie sich mit den Erfahrungen und Gefühlen auseinander. „Die Sterbenden merken, dass ich mich ihnen ernsthaft zuwende, dass auch ich mich ihnen öffne“, sagt Jädtke. Ein Vers aus einem ihrer Gedichte fasst das zusammen: „Denn diese Nähe, die zwischen uns war, ist ein Geschenk, das ich dankbar empfangen. Und ich denk: Warst du für mich auch zunächst ein fremdes Gesicht, so vergesse ich diese Begegnung nun nicht...“

Kerstin Kempermann

Begleitung II

Leg deine Hand in meine Hand
und halte sie, wenn du es kannst.
Ich sitze hier ganz nah bei dir,
habe Zeit für dich und spür,
wie deine Gedanken auf die
Reise gehen.
Und ahne, du kannst schon
weiter sehen als das, was war und
das, was ist.
Ob du schon an der Schwelle
bist, die unser Dasein hier be-
grenzt,
dahinter aber leuchtend glänzt
der Weg, der weiterführt ins
Licht?
Ich ahn es nur, doch weiß ich es
nicht.

Die Zeit mit dir ist ein Geschenk.
Ich sitze still bei dir und denk:
Wie wird wohl mal mein
Abschied sein?
Ich wünsch mir, dass ich nicht
allein den letzten Weg beginnen
muss, sondern dass bis zum
Lebensschluss auch jemand sitzt
dann neben mir,
hat Zeit für mich und dass ich
dann spür,
wie seine Hand in meiner liegt
und er mir Trost und Nähe gibt.

Uschi Jädtke



Eine Kirche teilen

Die Klosterkirche in Vechta ist eine Simultankirche



Die evangelischen Geistlichen: Ute Clamour und Andreas Technow

Wer das Wort „Simultan“ hört, bringt diesen Begriff zunächst wohl kaum mit „Kirche“ in Zusammenhang. Eine Simultankirche ist eine Kirche, die von mehreren Konfessionen genutzt wird. Diese Kirchen haben ihren Ursprung Mitte des 17. Jahrhunderts nach dem 30-jährigen Krieg, als die Landesherren einen konfessionellen Ausgleich suchten, indem sie bestehende Kirchen zu Simultankirchen zusammenlegten. Auch fehlte schlicht das Geld, zerstörte Kirchen wieder aufzubauen.

Im Oldenburger Münsterland gibt es heute noch eine Simultankirche: die Vechtaer Klosterkirche. Nachdem das katholische Südoldenburg im 19. Jahrhundert zum evangelischen Großherzogtum Oldenburg kam, wurde das ehemalige Franziskanerkloster zum Gefängnis. Die angeschlossene Kirche ist seit 1818 Simultankirche.

Vertrag regelt die Nutzung

Heute ist diese Kirche im Bewusstsein der Vechtaer die evangelische Kirche, weil hier sonntags und auch zu allen Hochfesten die Gottesdienste evangelisch gefeiert werden. Tatsächlich sitzen aber noch andere mit im Boot: das Land Niedersachsen als Besitzer des Gebäudes, das – angeschlossen an die Justizvollzugsanstalt (JVA) für Frauen – auch als

Kirche für die Inhaftierten dient, die katholische Kirche sowie die katholische Liebfrauenschule. Aber auch zu besonderen Anlässen wird die Kirche von den katholischen Glaubensbrüdern genutzt. So feierten sie kürzlich mit einem Festgottesdienst die 350-jährige Zugehörigkeit Südoldenburgs zum Bistum Münster.

Ein Vertrag regelt die Nutzung: Zehn Prozent sind der katholischen Kirche vorbehalten, 30 Prozent der JVA und 60 Prozent der evangelischen Kirchengemeinde. Und in der Tat ist die Klosterkirche eine Kirche der Ökumene: Als zu Beginn des Jahrtausends Renovierungen dringend notwendig waren, wurde ein Förderverein mit evangelischen und katholischen Christen gegründet. Ebenso zur Finanzierung einer neuen Orgel für die evangelische Kirchengemeinde. So erstrahlt die Kirche heute wieder in altem Glanz und ist fester Bestandteil des Stadtbildes.

Weniger Freiheiten

Die stellvertretende Anstaltsleiterin des Frauengefängnisses, Petra Huckemeyer, hält es für besonders wichtig, das Gotteshaus als ein Stück Vechtaer Stadtgeschichte zu pflegen. Auch die beiden evangelischen Geistlichen, Ute Clamour und Andreas Technow, freuen sich über das Miteinander – allerdings mischt

sich ein kleiner Wermutstropfen hinein: „Eine eigene Kirche ließe uns mehr Freiheiten.“ Aktuell etwa wird die Frage diskutiert, ob der Elisabethaltar – eine Bildtafel mit Unterbau – in der Kirche Platz finden soll oder nicht. Die evangelische Gemeinde lehnt dieses ab, um die Schlichtheit des Raumes zu erhalten, während der Hausherr der Kirche findet, der Altar gehöre in die Kirche, weil er ein Stück Geschichte der Klosterkirche verkörpere. Das Exponat gehörte ursprünglich zur Klosterkirche, stand aber bisher im Keller der katholischen Probsteikirche. Der Ausgang der Diskussion ist offen, zeigt aber, dass das Simultaneum nicht immer ganz einfach ist.

Carsten Homann



Stellv. Anstaltsleiterin des Frauengefängnisses, Petra Huckemeyer



Andrea Kathmann



Seit 50 Jahren Freude am Lesen

Im Edewechter Bücherkeller können alle kostenlos Bücher ausleihen



Gründerin des Bücherkellers Helene Voigt

Wer in den Edewechter Bücherkeller kommt, findet dort Lesestoff für Groß und Klein. Und das seit 50 Jahren. Damals gründete die Pastorenfrau Helene Voigts dieses besondere Angebot der Edewechter Gemeinde. Nach dem Sonntagsgottesdienst verlieh sie Bilderbücher für die Kinder. Ein kostenloses Angebot, um Literatur zu vermitteln und das Interesse am Lesen zu wecken.

Die Idee, die Freude an den Büchern kostenlos zu teilen, prägt den Bücherkeller bis heute. „Nicht nur die Kinder, sondern alle Besuchenden können hier kostenlos Bücher ausleihen. Wir nehmen auch keine Mahngebühren“, erzählt Christine Wilke, eine der hauptamtlichen Mitarbeiterinnen der evangelischen Bücherei. Eine Besonderheit, die bei den Nutzenden sehr gut ankommt. Dass dieses Angebot in dieser Form möglich ist, liegt nicht nur an der großen Unterstützung der Kirche. Auch die Gemeinde Edewecht ist seit 1976 Partnerin des Angebots und trägt 50 Prozent der Kosten. „Wir sind sehr stolz, dass wir dieses kostenlose Angebot haben“, sagt Wilke. Denn: „Wir wollen allen die Möglichkeit geben, unser Angebot zu nutzen.“

Alle Kinder kennen den Bücherkeller

Und zumindest alle Kinder in Edewecht kennen den Bücherkeller. Denn alle sechs Kindergärten werden von den Bücherreimitarbeiterinnen betreut. Die Kinder können in den Kindergärten selbst Bücher ausleihen. Und auch die Schülerinnen und Schüler kommen regelmäßig im Rahmen des Unterrichts in die Bücherei. Das bringt auch hohe Besuchszahlen. „An vielen Tagen haben wir hier über 100 Besucherinnen und Besucher. Und auch am Nachmittag ist eigentlich immer etwas los.“ Dann werden auch die Lesecken, die zwischen den Regalen verteilt sind, genutzt.

Die Auswahl ist groß. 8.200 Medien stehen in den Regalen zur Ausleihe zur Verfügung. Nicht nur Bücher wie in der Anfangszeit des Bücherkellers, sondern auch Zeitschriften, Spiele, CDs und DVDs. Aber gerade bei Kindern sei das Interesse an den Büchern immer noch sehr groß, erleben Wilke und ihre Kolleginnen Angelika Neumann und Ingrid Habl. Sie geben den Besucherinnen und Besuchern auch gerne Empfehlungen bei der Suche nach dem richtigen Lesestoff. „Die Bücherei

ist eben auch ein Ort, um sich über die verschiedenen Bücher auszutauschen“, erzählt Wilke. Deshalb organisiert das Team auch immer wieder besondere Veranstaltungen.

Ob beim Bilderbuchkino, Flohmarkt oder Bastel- und Spielnachmittag – das Bücherreimteam kann sich bei diesen Veranstaltungen immer auf seinen ehrenamtlichen Helferinnenkreis verlassen, der bereits seit 1976 die Arbeit unterstützt. „Die Ehrenamtlichen sind eine ganz wichtige Unterstützung“, betont Wilke. Auch durch sie ist der Bücherkeller seit 50 Jahren ein Ort der Begegnung und des Teilens.

Kerstin Kempermann

Der Bücherkeller hat folgende Öffnungszeiten: Montag von 15:30 Uhr bis 17:30 Uhr, Dienstag von 15:30 Uhr bis 17:30 Uhr, Donnerstag von 15:30 Uhr bis 17:30 Uhr, Freitag von 15:30 Uhr bis 18:30 Uhr, Sonnabend von 9:30 Uhr bis 12 Uhr



Eine Pastorin, zwei Stellen

Pastorin Katrin Nele Jansen arbeitet in zwei sehr unterschiedlichen Gemeinden

Ihre Arbeitskraft und die Aufmerksamkeit zu teilen, ohne sich dabei selber zu verlieren, das lernt Katrin Nele Jansen immer besser. Seit drei Jahren ist die Pastorin in einem Dorf kurz hinter Jever im Landkreis Friesland zu Hause und dort, im idyllischen Cleverns-Sandel, ist auch ihre Gemeinde. Oder zumindest ein Teil der Gemeinde, denn sie ist zugleich auch Pfarrerin im einige Kilometer entfernten und eher städtisch geprägten Jever. Kann das gut gehen? „Es kann und es macht sogar besonders viel Freude, weil die Aufgaben so vielfältig sind“, sagt die 51-Jährige.

Gradlinige Wege

Wie sie das schafft, alle Aufgaben unter einen Hut zu bekommen, ist nicht einfach zu erklären. Schließlich gibt es eine Kirche und die dazugehörigen Gemeindeglieder in Cleverns, eine in Sandel und eine in Jever. „Ich habe von Anfang an klargestellt, dass ich nicht genau aufrechnen werde“, sagt Katrin Nele Jansen. Im Dorf ist es manchmal schwierig, denn bevor die neue Pfarrerin kam und die Stelle neu zugeschnitten wurde, hatte der frühere Pastor hier eine ganze Stelle. Doch hier lassen sich auch viele Ideen ganz direkt umsetzen. „Die Wege sind gradlinig, man kann schnell was verändern und die Menschen sind begeisterungsfähig“, hat sie erlebt. Doch hier hat sie neben der Pfarrstelle auch oft die Aufgabe der Hausmeisterin und der Küsterin zu erfüllen.

Im städtischen Jever passiert das nicht. Hier ist sie Teil eines Kollegenteams: „Den Austausch mit den Kollegen schätze ich sehr“, sagt sie. Und die Aufgaben des Küsters und des Hausmeisters sind klar geregelt. Andererseits muss man hier aber auch immer Absprachen treffen, Spontanes kommt nicht in jedem Fall so gut an.

Freizeit-Inseln schaffen

Wer seine Arbeitskraft in so unterschiedlichen Gemeinden einsetzt, der muss stark aufpassen, dass er sich nicht hemmungslos verausgibt. „Anfangs war ich so euphorisch, dass ich wochenlang ohne einen einzigen freien Sonntag gearbeitet habe“, erzählt Katrin Nele Jansen. Als ihr klar wurde, dass es so nicht weitergehen kann, begann sie, sich kleine Freizeit-Inseln zu schaffen. Sonntags mal woanders hin und eine Predigt anhören, nicht selber halten. In der Mittagszeit das Telefon abschalten oder mit dem Fahrrad raus ins Freie, frischer Wind für den Kopf, ganz ohne schlechtes Gewissen.

Zunehmende Verwaltungstätigkeit

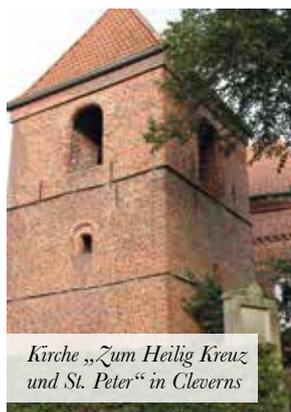
Was ihr zu schaffen macht, ist die zunehmende Verwaltungstätigkeit, hinter der die Seelsorge oft zurückstehen muss. Zwei Gemeinden, eine Stelle, passt das? „Mit einer 40-Stunden-Woche ist das jedenfalls nicht zu machen, familienkompatibel ist diese Stelle nicht.“

Annette Kellin



Zur Person

Katrin Nele Jansen wurde in Hamburg geboren. Sie studierte Theologie und Jadaistik, fand viele Jahre Forschungsprojekte spannender als Gemeindegliederarbeit. Ihre wissenschaftlichen Arbeiten drehten sich um die deutsch-jüdische Geschichte. Irgendwann wurde sie unruhig, sehnte sich nach Veränderung und erkannte: „Wer etwas verändern will, muss raus zu den Menschen.“ Sie absolvierte ein Vikariat in Lemwerder, anschließend wurde ihr die kombinierte Stelle in Cleverns-Sandel und Jever angeboten. Die Kirche in Sandel gehört zu den ältesten des Landkreises, die Gemeinde ist aber schon seit 1929 mit Cleverns zusammengeschlossen. Pastorin Jansen lebt allein.



Kirche „Zum Heilig Kreuz und St. Peter“ in Cleverns



Die Stadtkirche in Jever



Die St.-Jakobus-Kirche in Sandel



„Teilen ist für uns ein Gewinn“

Das Ehepaar Eva Hachmeister-Uecker und Michael Uecker teilt sich eine Gemeinde



waren sie wirklich jeweils zur Hälfte in der Gemeinde tätig. Aber nicht nur die Arbeit in der Gemeinde wird geteilt, sondern konsequent auch die Hausarbeit.

Durch das Jobsharing habe man gerade für die Kindererziehung viele Freiräume, ist die Erfahrung des Theologenpaares. Klingelt das Telefon, kann sie das Gespräch annehmen, während er dem Sohn noch den Dreisatz erklärt. Beide können Termine auch für den jeweils anderen vereinbaren, weil jeder Zugriff auf den Kalender hat, und allgemeine Fragen kann sowohl sie als auch er beantworten.

Mittelpunkt der Gemeinde

Andererseits erleben die drei Kinder des Paares das Pfarrhaus auch als einen Ort im Mittelpunkt der Gemeinde: Klingelt es an der Tür, sind es oft Gemeindeglieder. Und zu den Hochfesten sind beide im Einsatz – beim Krippenspiel, zu Ostern oder Weihnachten. Eine Gemeinde könne sich über eine solche Konstellation nur freuen, finden Michael Uecker und Eva Hachmeister-Uecker, denn ein Pastorenpaar leiste für die Gemeinde mehr als wenn nur ein Partner zuständig sei.

Auch wenn jeder von beiden seinen eigenen Bezirk und sein eigenes Aufgabenfeld hat, wissen sie die Vorteile des Jobsharings sehr zu schätzen: Der Austausch über theologische Fragen, das Gespräch über eine Predigt und die Stütze in schwierigen Situationen – etwa vor der Beerdigung eines jungen Menschen – ist ihnen sehr wichtig. „Wir können uns beide gar nicht mehr vorstellen, anders zu arbeiten als im Team“, reflektieren sie ihr gemeinsames Tun. Dabei dürfe der Beruf aber nicht das ganze Leben beherrschen, das müsse man sich immer wieder klarmachen. „Wir haben uns bewusst für das Teilen einer Pfarrstelle entschieden, und für uns ist es ein Gewinn“, ist das einhellige Fazit von Eva Hachmeister-Uecker und Michael Uecker.

Carsten Homann



Ob Gemeinde oder Haushalt, das Ehepaar Eva Hachmeister-Uecker und Michael Uecker teilt sich beides.

Ihre gemeinsame Erfolgsgeschichte als Pfarrerehepaar begann in Reekenfeld in der Gemeinde Barbel an der Grenze zu Ostfriesland. Dort hatte Michael Uecker eine Pfarrstelle in der oldenburgischen Kirche und seine Frau, Eva Hachmeister-Uecker, war Vikarin in Ostrhauderfehn. Später wurde sie in der hannoverschen Kirche ordiniert als Pfarrerin im Ehrenamt, während er eine Dreiviertel-Stelle in Reekenfeld innehatte.

Doch dann bot sich die Möglichkeit, sich in Reekenfeld eine Pfarrstelle zu teilen. „Wir haben diesen Schritt nie bereut, denn teilen heißt nicht, getrennte Wege zu gehen, sondern vielmehr gemeinsam etwas zu gestalten“, ist das Ehepaar überzeugt.

Konsequente Teilung

In Reekenfeld hatte Eva Hachmeister-Uecker neben ihrer Tätigkeit in der Gemeinde noch eine Beauftragung für Ausiedlerarbeit und Koordinationsaufgaben in der Pfadfinderarbeit. Das änderte sich 2007, als beide zu gleichen Teilen auf die Pfarrstelle in Essen im Oldenburger Münsterland berufen wurden. Ab jetzt

Nur noch eine „halbe Freude“?

Eine Studie besagt:

Die Freude an schönen Dingen vergeht schneller, wenn ich diese teile



„Geteiltes Leid ist halbes Leid – geteilte Freude ist doppelte Freude“. Dieser Leitsatz hat – zumindest für den zweiten Teil – Risse bekommen. Im April dieses Jahres veröffentlichten britische Forscher vom Imperial College London im „Journal of Personality and Social Psychology“ das Ergebnis einer Studie, der Spaß an schönen Dingen vergehe schneller, wenn andere daran teilhaben. Ist also „geteilte Freude“ nur noch eine „halbe Freude“?

Das Team um den Marketing-Professor und Psychologen Rajesh Bhargave betonte zwar, an der grundsätzlichen Tatsache, dass schöne Dinge gemeinsam mehr Spaß machen, ändere sich nichts, aber: Allein das Wissen, dass andere Menschen die gleiche Erfahrung machen, reiche aus, um schnell die Freude daran zu verlieren.

Schnelleres Sättigungsgefühl

Die Psychologen untersuchten den Effekt in mehreren Einzelexperimenten, bei denen die Testpersonen Süßigkeiten aßen, Bilder betrachteten oder Musik hörten. Stets reduzierte sich die Freude an diesen Dingen deutlicher, wenn sie diese Dinge teilten. Dabei spielte keine Rolle, ob die anderen tatsächlich anwesend waren. Alleine das Wissen, dass andere die gleichen Bilder betrachteten oder dieselbe Musik hörten, reichte aus, um die Situation abzuwerten.

Das liege wohl daran, so Bhargave, dass man bei der Beobachtung der Menschen um sich herum viel klarer sehe, dass es sich um Wiederholungen der gleichen Erfahrung handelt. Dadurch stelle sich deutlich schneller ein Sättigungsgefühl ein.

Strahlkraft lässt nach

Womöglich trage auch die moderne Medienwelt zu diesem Verhalten bei, spekulierte die Arbeitsgruppe weiter: In den „Sozialen Medien“ erleben wir täglich, dass Millionen von Menschen unsere Vorlieben teilen. Sie sehen die gleichen Bilder oder Filme und hören die gleiche Musik. Um sich davon abheben zu können, brauchen wir dann ganz schnell neue. Und dann geht alles wieder von vorne los. Die globale Vernetzung könne das Tempo wechselnder Vorlieben noch rasant erhöhen. Und die Strahlkraft von neuen Erfahrungen, von Abwechslungen oder neuen Produkten lasse immer wieder nach, sobald andere auf den gleichen Zug aufspringen. Vielleicht ist es daher mehr eine Frage der Qualität als eine Frage der Quantität, mit wem ich meine Freude teile? Statt: „Hallo Welt“ sag lieber: „Hallo, meine nächsten Freunde“, sofern diese real und nicht nur virtuell existieren.

Hans-Werner Kögel

Windschatten.
Fahrer.



Wechseln Sie bis zum 30.11.
zu uns und sparen Sie!



**Versicherer im
Raum der Kirchen**

Bruderhilfe · Pax · Familienfürsorge

**Mit unserer Autoversicherung Classic sind Sie auf
allen Wegen sicher unterwegs:**

- Niedrige Beiträge
- Öko-Tarif für umweltbewusste Autofahrer
- Faire und schnelle Schadensabwicklung

Mathias Laing, Generalagenturleiter
Hauptstr. 110 a · 26683 Saterland / Sedelsberg
Telefon 04492 919530 · mathias.laing@vrk-ad.de

Werner Runde, Hauptagenturleiter
Marktstr. 18 · 49757 Werlte
Telefon 05951 902424 · werner.runde@vrk-ad.de

Thorsten Gießelmann, Agenturleiter
Marderweg 30 · 26639 Wiesmoor
Telefon 04944 9204809 · thorsten.giesselmann@vrk-ad.de

Dirk Oberheim, Agenturleiter
Kieler Weg 27 · 27751 Delmenhorst
Telefon 04221 2926579 · dirk.oberheim@vrk-ad.de

Menschen schützen.
Werte bewahren.


caritas international
DAS HILFESWERK DER DEUTSCHEN CARITAS

Diakonie 
Katastrophenhilfe

**DIE GRÖSSTE
KATASTROPHE
IST DAS
VERGESSEN.**

SOMALIA ++ SÜDSUDAN ++ KRIEG
Vertreibung, Flucht und Hunger

Ihre Spende hilft!
www.vergessene-katastrophen.de

